

Comptes rendus = Besprechungen = Recensioni

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **18 (1959)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE

INHALT

SOMMARIO

MORITZ REGULA, *Historische Grammatik des Französischen* (A. S.), p. 142 — RAYMOND DUBOIS, *Le domaine picard* (C. Th. Gossen), p. 145 — STEPHEN GILMAN, *The art of «La Celestina»* (F. Monge), p. 151 — MANFRED SANDMANN, *Subject and Predicate* (Ch. Eich), p. 158 — *The Lingua Franca in the Levant. Turkish Nautical Terms of Italian and Greek Origin* by H. and R. KAHANE and A. TIETZE (A. S.), p. 162 — STEFAN SONDEREGGER, *Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell* (P. Zinsli), p. 166.

MORITZ REGULA, *Historische Grammatik des Französischen*. Band II: Formenlehre. Carl Winter, Heidelberg 1956.

Wenn man sich zur Einsicht bekennt, daß das linguistische Denken in hohem Maße im Erfassen der morphologischen Zusammenhänge und der sich räumlich und zeitlich entwickelnden und vermischenden Sprache besteht, wird man jede Neuerscheinung auf dem Gebiet der Formenlehre begrüßen.

Das vorliegende Buch verfolgt alle wichtigeren Erscheinungen vom Latein bis zur neufranzösischen Schriftsprache und zeugt von ungewöhnlicher Belesenheit des Verfassers, dessen Darstellungsgabe und sprachpsychologisches Denken schon von der *Französischen Sprachlehre auf biogenetischer Grundlage* (Reichenberg 1931) und der *Grundlegung und Grundprobleme der Syntax* (Heidelberg 1951) her hinlänglich beleuchtet werden. Auch sei gleich vorweggenommen, daß dieses neue Studienbuch auf tiefeschürfenden lateinischen Kenntnissen aufgebaut ist, die manche schon der klassischen Sprache angehörende Entwicklungsvorgänge mit reichlichen Belegen berücksichtigen. Gewiß war die Anordnung des Stoffes dergestalt mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Gelegentlich hätte man besonders dort, wo selbst der vulgärfranzösische Sprachgebrauch berücksichtigt wird, eine weitergehende Abstufung des Schrift-

bildes als wünschbar erachtet; zuweilen wären dem nicht mit allen Phasen des Französischen Vertrauten genauere Angaben und weniger spärliche Hinweise auf afr., mfr., nfr. dienlich gewesen. Das Nebeneinander der verschiedenen Entwicklungsstufen erleichtert trotz der eleganten Kürze der Darstellung die Orientierung nicht immer mit ausreichender Zuverlässigkeit. Aber abgesehen von solchen mehr drucktechnischen Bemerkungen, bietet diese neue historische Formenlehre auf knappstem Raum Auskunft über alles, was die Wissenschaft heute von einer Belehrung über den morphologischen Aufbau verlangt. In abgestecktem Kreis wird dem Lernenden eine Summe von Kenntnissen geboten, die dazu anregen, deren Zusammenhänge zu durchdenken. Der Verfasser blickt nach allen Seiten aus und vorab nach rückwärts, wobei er auch die Ergebnisse der Ortsnamenforschung nicht vernachlässigt, die besonders für die Betrachtung der Kasusreste aufschlußreich bleibt.

Mit den hier folgenden Fragen und Bemerkungen soll lediglich dargetan werden, mit welchem Interesse wir die Lektüre des inhaltreichen Bändchens vorgenommen haben.

p. 19–21 (§ 6–7). – Die innerfranzösische Geschlechtsbestimmung hätte zuweilen mit dem Blick auf die gesamtromanischen Verhältnisse wohl abweichende Deutungen hervorgerufen und eine klarere Ausscheidung der galloromanischen Sonderentwicklungen ermöglicht.

p. 22 (§ 8, l. c., Anm.). – Darf man in afr. *cil* wirklich noch eine proklitische Kurzform aus *cité de* erblicken, wie REW 1959 noch annimmt? Soll man nicht eher A. Thomas, *Essais*, 267, beipflichten, der von *civis*: **civilis-civilem* ausgeht (cf. auch *civem* > aprov. *ciu*)?

p. 23 (§ 9, 1). – Bilden wirklich «Subst. auf -us der lat. Deklination die Grundlage des Nom. Sg.? Ich kann mich des Eindrucks längst nicht mehr erwehren, es handle sich in den meisten Fällen, mindestens dort, wo nicht durch wechselnden Akzent Doppelformen entstanden sind, um schulmäßige Restitution eines in vorromanischer Zeit verstummten -s.

p. 24 (§ 10, 1. Anm.). – Besser als *voutre-vautour*: «*voutre-voutour, vautoir*. Nfr. *vautour* in norm., westfr. Gestalt (prov. *vollor*)». Einwirkung von *acceptor* > afr. *ostor, ostoïr* (Suffixwechsel nach -orius) – nfr. *autour* scheint mir weniger wahrscheinlich.

p. 27 (§ 11). – Zum Verfall des Zweikasussystems wäre wohl auf die trefflichen Ausführungen von L. Foulet, *Petite Syntaxe de l'ancien français*, § 45, und (ähnlich wie p. 72: Possessiva) auf die ersten Spuren des Verfalls in anglonormannischen Texten hinzuweisen.

p. 28. – *Sartre* < *sartor* ist im südfranzösischen Raum (Cantal, Aveyron, Alpes mar.): *sartre, sastre, sallre* usw. verankert.

p. 34 (§ 18, 1). – *Hilde*. Soll man nicht lieber auf die Wiedergabe

unsicherer Etymologien verzichten? Dieses Beispiel gilt für viele andere. *Hisde* 'horreur, effroi, épouvante' gehört zudem nicht zu den Adjektiven mit Stütz-*e*; das entsprechende Adjektiv ist *hisdos*, *hisdeus* (cf. auch p. 36, 3. a).

p. 42 (§ 20. III. Eingeschlechtige Adjektiva). – Die Unterscheidung zwischen Form und Gebrauch erscheint zweckmäßig und sinnvoll; nur wird diese Unterscheidung sich nicht immer streng durchführen lassen; zu in der Form eingeschlechtigen wären alsdann hinzuzufügen: *benêt*, *preux*, nur mask.; *prude*, nur fem. Beim «Gebrauch» wäre ein Hinweis darauf willkommen, daß die Verwendung solcher Adjektive sich nur in stehenden Redewendungen (*locutions toutes faites*) erhalten hat; zu *aquilin(nez)* wären noch hinzuzufügen *bol (pied)*, *coulis (vent)*, *saur (hareng)*; zu *canine (faim)* etwa noch *bée (bouche)*, *dive (bouteille)*, *pie (œuvre)*. In der Anm. zu *vainqueur* sollte es genauer heißen: 'vainqueur hat als Ersatz «für das alte fem. *vainqueresse*» die Form *victorieuse*'.

p. 46 (§ 24, 2). – Die Verallgemeinerung der Artikelsetzung bei nachstehendem Komparativ in superlativischer Funktion hätte als typisch französische Erscheinung im Gegensatz zum italienischen und vor allem zum spanischen Gebrauch hervorgehoben werden können: *lo scolaro più coraggioso* – *el alumno más valiente*. Auch die dem heutigen Sprachgebrauch eigene affektische Verstärkung des relativen Superlativs durch *de beaucoup*, *de bien loin*, *l'homme le plus honnête du monde* hätte neben der altfranzösischen Intensivierung durch *tres* Erwähnung verdient (cf. auch p. 47).

p. 50 (§ 28). – Bei dem umsichtigen historischen Aufbau der Darstellung hätten die Quellen des adverbialen -s eindrücklich gewürdigt werden können; das frühe Auftreten und das Absterben des finalen -s im 16. Jh. ist noch kaum je eingehend untersucht worden, ebensowenig wie die adverbialen Bildungen auf -ons (*à tâtons*, *à chevauchons*, *à califourchon*); it. *a tastoni*, (*a*) *bocconi*, (*ac*) *cavalconi*.

p. 60 (§ 37). – Neben *sekǵdo* wäre auch die Aussprache *sagǵdo* zu erwähnen.

p. 84. – Die herkömmlichen Deutungen des Ursprungs von *maint* bedürfen heute angesichts der Untersuchungen von Tilander und J. Hubschmied der Überprüfung.

p. 88 (§ 57, Anm.). – Auch einige nordpiemontesische und tessinische Mundarten kennen die Umschreibung des Futurums durch *volo* + *Infinitiv*.

p. 92 (§ 60, 6). – Lies port. *cantam*. – Zu Sonderfälle 1. – Eine Basis *vao* – **vo-io* erscheint weniger wahrscheinlich; *vao* > *vo* – **voi* in Anlehnung an *ai* < **aio*, so wie auch *vai* 1. – *vail* 3. analogische Formen (nach *ai*, *fail*) darstellen. *Vois* dürfte in Anlehnung an *vas* 2. (*z*) *à* entstanden sein. Erwünscht wäre hier auch ein Hinweis auf

das Auftreten dreier Parallelformen noch im Mittelfranzösischen (16. Jh.): 1. Ps. *voy-vois, va-vas, vay-vais*.

p. 94 (Sonderfälle). – Konjunktiv des Präsens von *aller*: *voise* schwindet erst im 17. Jh.; *alge* schwindet schon im Mittelalter und ist wohl nach *valge*, einer ebenfalls analogischen Form, gebildet; ebenso *aille* analogisch nach *vaille* (*valons-vaille : alons : aille*).

p. 95 (§ 62). – Imperativ, Anm.: lies span. *cantad*.

p. 100. – Soll man die bis ins 12. Jh. zurückgehende Elision des -e- nach Vokal durch Graphien wie *prîrai, târai* verdeutlichen?

p. 104. – Soll man die zwar sicher sehr alte Zusammensetzung *agrêr* = *à* + *gré-er* wirklich auf ein Grundwort **adgratare* zurückführen?

Dies sind einige wenige Fragen oder Randglossen. Sie tun der Genauigkeit, Gründlichkeit und vorzüglichen Kenntnis, mit denen die Probleme der französischen Morphologie erörtert werden, keinen Abbruch.

Besonderes Lob verdient auch das sehr sorgfältig ausgearbeitete Wortverzeichnis, in welchem gleichzeitig auch eine Reihe etymologischer Unstimmigkeiten korrigiert werden. Eine kleine typographische Berichtigung: p. 167, 2. Kol., Z. 18, muß «wanken» zu *chan-celer* hinaufgerückt werden.

M. Regula hat die wenigen bestehenden Lehrbücher der historischen französischen Formenlehre um ein neues anziehendes Handbuch bereichert, das in der verwirklichten Gestalt Anspruch auf eine Schöpfung eigener Prägung Anspruch erheben darf.

A.S.

*

RAYMOND DUBOIS, *Le domaine picard. Délimitation et carte systématique dressée pour servir à l'Inventaire général du «picard» et autres travaux de géographie linguistique*. Arras (Archives du Pas-de-Calais)/Sus-Saint-Léger (chez l'auteur) 1957, 169 Seiten + 2 Karten.

Eine äußerst nützliche Publikation! Man wünschte, es gäbe etwas Ähnliches für alle französischen Sprachlandschaften¹. Für wenige Landschaften jedoch war eine solche Arbeit notwendiger als für die Pikardie, denn dieser Name stellt zugleich einen historisch-

¹ DUBOIS hat sich die *Carte systématique de la Wallonie* von J.M. REMOUCHAMPS, Bruxelles 1935, auf welcher zahlreiche Arbeiten über die innerbelgische Sprachgrenze beruhen, zum Vorbild genommen.

politischen und einen linguistischen Begriff dar; die beiden Begriffe decken sich aber nur zum kleineren Teil.

Deshalb beginnt Dubois mit einem Kapitel «*La Picardie historique*» (p. 2–11). Man hat von Pikarden gesprochen, bevor man von einer Pikardie sprach. Ein *Willelmus Picardus* ist bereits 1099/1101 belegt, doch ist es bei den ältesten Belegen ganz unmöglich, den Wert dieses «cognomens» zu ermitteln¹. Der Name *Picardie* erscheint gegen 1250 in aus Pariser Universitätskreisen stammenden Texten. Er bezeichnet ein Gebiet, das durch eine eigene Sprache charakterisiert ist und dessen geographische Grenzen bis zum Vertrag von Madrid (1526) mehr oder weniger dieselben geblieben sind. In der Folge schwankt die Bedeutung des Namens, wobei es bei den meisten Gewährsleuten des 13. Jahrhunderts mehr um eine sprachliche als um eine geographische Bezeichnung geht. Die Mitglieder der «*nation picarde*» an der Universität von Paris rekrutierten sich aus einem Territorium, welches in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts folgende Bistümer umfaßte: Beauvais, Amiens, Noyon, Arras, Thérouanne, Cambrai, Laon, Tournai, Teile der Diözese Lüttich und, nach 1358, einen Teil derjenigen von Utrecht. Diese Pikardie entsprach jedoch weder einer feudalen noch irgendeiner verwaltungsmäßigen Einheit. Dennoch lebte die Vorstellung einer «großen» Pikardie, und diese Vorstellung bestand fort, auch nachdem der Vertrag von Madrid das Band zur französischen Krone zerrissen hatte und Flandern, Artois, Tournais (dieses war bereits 1513 losgelöst worden), Cambrésis und Hennegau (welche immer zum Reich gehört hatten) mit den Niederlanden verbunden wurden. Immerhin bezeichnet der Verfasser eines 1609 in Amsterdam erschienenen geographischen Atlases als *Picardie* nur das Gebiet «*qui est de l'obéissance du Roy de France*» und weist den Rest den Niederlanden zu. So entstand jene Auffassung, wonach die Pikardie dem «*gouvernement général*» dieses Namens entsprach, so wie es bis zur Französischen Revolution existierte. Auch das Eigenschaftswort *picard* wurde allmählich nur noch auf die südlich der vom Madrider Vertrag festgesetzten Grenze lebenden Menschen angewandt, während man die nördlichen Einwohner mit *wallon* bezeichnete.

Im Westen betrachtete man von jeher den Lauf der Bresle als Grenze gegen die Normandie².

Im Süden und Südosten ist der Begriff *Picardie* vom 14. bis zum

¹ Am Rande sei vermerkt, daß der Name *picard* immer noch nicht befriedigend gedeutet ist. Einzig eine germanische Herkunft darf mit einiger Sicherheit angenommen werden.

² Diese Grenze ist zugleich Bistumsgrenze.

17. Jahrhundert oft verschieden interpretiert worden. Im allgemeinen zählen die Geographen des 16. bis 18. Jahrhunderts das Beauvaisis mit den Grafschaften Clermont und Beaumont-sur-Oise zur Pikardie, ebenso das Soissonnais, Laonnois, Noyonnais und Vermandois, deren Größe allerdings nicht konstant war.

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ist der Begriff *Picardie* immer enger geworden. Die heutige Umgangssprache neigt dazu, als Pikarden nur die Bewohner des Département de la Somme zu bezeichnen.

Die Hauptaufgabe, die sich Dubois gestellt hat, besteht im Versuch, die sprachliche Pikardie zu begrenzen (p. 12–32). Dies ist angesichts der geringen Zahl von Einzeluntersuchungen sehr schwer. Deshalb hat der Verfasser auch nur eine provisorische Grundlage gesucht, welche erlaubt, die Minimalzone, in der man alten und modernen pikardischen Mundartzügen begegnen kann, zu umreißen. Er hat sich dabei an einige einfache Kriterien gehalten. Nach Westen, gegen die Normandie, zwei phonetische Merkmale: 1. die Neutralisierung des femininen Artikels zu *le* im Pikardischen (norm. *la*); 2. den Übergang von *en* zu *in* (*ē*) im Pikardischen (norm. *ā*). – Zur Bestimmung der Grenze nach Süden, Südosten und Osten hat Dubois die pikardische Erhaltung von velarem *k/g* (< lat. *C^a, G^a*) in der modernen Toponomastik gewählt. Dabei stützt er sich vorsichtigerweise in erster Linie auf Flur- und Weilernamen, da die Gemeindenamen sehr früh schon dem Einfluß der offiziellen Nationalsprache ausgesetzt waren. Er greift also einen Gedanken auf, den ich in meiner Arbeit *Die Pikardie als Sprachlandschaft des Mittelalters (auf Grund der Urkunden)*¹ geäußert hatte, als ich – gegen Morf – die Heranziehung der Ortsnamen zur Bestimmung der Mundartgrenze für möglich und erfolgversprechend hielt². So fügt auch der Verfasser bei: «Là où nous avons pu disposer d'autres sources d'information, notre choix s'est trouvé justifié.»

Auf diese Weise ergibt sich ein linearer Grenzverlauf vom Meer an, beginnend westlich der Gemeinde Criel-sur-Mer, bis zur Grenze des heutigen Département de l'Oise. Wenn man die Bistumsgrenze, welche ihrerseits auf einer alten Stammesgrenze beruht, als die ursprüngliche Trennungslinie zwischen dem Pikardischen und Normandischen betrachten will, so könnte man eine – allerdings

¹ Biel 1942, p. 139, N 1.

² Eine größere Untersuchung dieser Art über die Ortsnamen im Dreieck Oise-Aisne wartet seit Jahren auf ihre Fertigstellung, würde nun aber wohl die Ergebnisse Dubois' im großen ganzen nur bestätigen können.

bescheidene – Ausbreitung des Pikardischen feststellen: übrigens die einzige Ausbreitung, denn auf der ganzen übrigen «Front» befinden sich die pikardischen Mundarten in stetigem Rückzug. Immerhin ist die Regionalschriftsprache der Urkunden von Eu und Le Tréport im Mittelalter verhältnismäßig stark pikardisch gefärbt¹. – Die Linie schlägt alsdann West-Ost-Richtung ein bis zu dem Punkt, da sie auf das Südufer der Oise übergeht und alle Gemeinden nördlich der Wälder von Senlis umfaßt. Dann überquert sie wieder den Fluß, verläuft zuerst westlich, dann nördlich von Compiègne bis Choisy-au-Bac. Hierauf folgt sie dem Nordufer der Aisne bis ins Département gleichen Namens und läuft nunmehr in südwestlich-nordöstlicher Richtung, immer mehr oder weniger parallel zum Lauf der Oise, macht dann plötzlich einen Bogen nach Süden und umfaßt den nordwestlichen Zipfel des Département des Ardennes und erreicht, sich endgültig nach Norden wendend, die belgische Grenze. In Belgien verläuft sie mit einigen Ausbuchtungen nach Osten oder Westen im Prinzip stets nordwärts bis zur flämisch-romanischen Sprachgrenze. Auf einer der beigelegten Karten, von denen noch ausführlicher die Rede sein wird, ist neben der auf den Ortsnamen fußenden Grenze auch die sich – wie zu erwarten – nicht immer mit ihr deckende Grenze des erhaltenen velaren *k* in Appellativen eingezeichnet. Ein historischer Exkurs, worin die alten Graphien der Ortsnamen zugezogen werden, ergibt, daß im südlichen Vorfeld der modernen Grenze die Zeugen für eine größere Ausdehnung des pikardischen Dialektbereichs in früheren Zeiten vorhanden sind. Eine interessante, ja überraschende Feststellung macht Dubois, indem er nachweisen kann, daß der Rückzug des Pikardischen nicht nur vor dem Zentralfranzösischen stattgefunden hat und noch stattfindet, sondern auch vor dem Wallonischen.

Im Zusammenhang mit der pikardisch-flämischen Grenze auf französischem Boden kommt der Verfasser auf das recht komplexe Problem des Rückzugs des Niederländischen zu sprechen. Auch hier geht er von den Ortsnamen aus. Es lassen sich zwei Zonen unterscheiden: die eine, nördliche, ist gekennzeichnet durch ein dichtes, kontinuierliches Netz von Ortsnamen niederländischen Typs (vor allem Ortsnamen auf *-hem*). Die Südgrenze dieser Zone darf als eine Sprachgrenze betrachtet werden «à une date indéterminée du haut moyen âge, antérieure au XII^e siècle, époque à laquelle la re-romanisation de la zone frontrière semble terminée presque partout». Die sich ergebende Linie – sie geht von Etaples aus zunächst nach

¹ Cf. GOSSEN, *op. cit.*, p. 131–133, *Petite Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1951, p. 126, und *ZRPh.* 73 (1957), 450–452.

Osten, biegt im Artois nach Nordosten ab, setzt sich nördlich von Lille fort und verläuft anschließend, mehr oder weniger parallel dazu, südlich der heutigen flämisch-romanischen Sprachgrenze – bliebe weitgehend hypothetisch, wenn sie nicht durch die etwas weiter südlich, fast parallel verlaufende Nordgrenze der Ortsnamen auf *-court* gestützt würde. Selbstverständlich gibt es in der erwähnten Zone Inseln romanischer Ortsnamen. Umgekehrt bilden niederländische Ortsnamen in der sich in den Départements Somme, Pas-de-Calais und Nord ausdehnenden Südzone allerdings nur sehr verstreute Inseln.

Nun zu den Karten selbst. Die Grundkarte auf festem Papier ist eine in erster Linie politische Karte. Eingezeichnet sind die Staats-, Départements- oder Provinzgrenzen, die Grenzen der «arrondissements» oder «régions», zudem die flämisch-romanische Sprachgrenze. Wie auf der wallonischen Karte Remouchamps', die ihrerseits auf dem Vorbild derjenigen des *GPSR* beruht, ist jede «région» mit einem oder zwei Abkürzungsbuchstaben bezeichnet, jede Gemeinde mit einer Zahl, wobei der Hauptort einer «région» jeweils die Nummer 1 erhielt. Die Orthographie der Ortsnamen auf der p. 49 ss. abgedruckten Liste ist für Frankreich die der Volkszählung von 1954; für Belgien wurde diejenige Remouchamps' übernommen. Auf den Seiten 49–94 wird das Ortsnamenverzeichnis nach Provinzen bzw. Départements gegeben, p. 95–152 folgt es in alphabetischer Reihenfolge. Die Namen derjenigen Gemeinden, die vom heutigen sprachlichen Standpunkt oder aus historischen Gründen nicht oder nicht mehr als pikardisch betrachtet werden dürfen, ebenso derjenigen, welche nie pikardisch waren, sind entweder ausgelassen oder kursiv gedruckt¹. Für Belgien sind insgesamt 388 Gemeinden aufgezählt: Prov. Brabant (Nivelles) 11 (2); Prov. Hennegau (Ath, Charleroi, Mons, Soignies, Thuin, Tournai) 375 (328); Prov. Namur (Philippeville) 2 (0). Frankreich: Dép. de l'Aisne (Château-Thierry, Laon, Saint-Quentin, Soissons, Vervins) 834 (742); Dép. des Ardennes (Mézières, Rethel, Rocroi) 63 (2); Dép. de la Marne (Reims) 2 (2); Dép. du Nord (Avesnes-sur-Helpe, Cambrai, Douai, Dunkerque, Hazebrouck, Lille, Valenciennes) 664 (591); Dép. de l'Oise (Beauvais, Clermont, Compiègne, Senlis) 698 (536); Dép. du Pas-de-Calais (Arras, Béthune, Boulogne-sur-Mer, Montreuil, Saint-Omer, Saint-Pol-sur-Ternoise) 908 (908); Dép. de la Seine-Maritime (Dieppe, Neufchâtel-en-Bray) 173 (77); Dép. de Seine-et-Marne (Meaux, Coulommiers) 33 (17); Dép. de Seine-et-Oise (Pontoise) 34 (22); Dép. de la Somme (Abbeville, Amiens,

¹ Wir geben bei der folgenden Übersicht in Klammern die Zahl der effektiv pikardischen Gemeinden an.

Doullens, Montdidier, Péronne) 835 (835). Dazu kommt die 1687 gegründete Hugenottensiedlung Friedrichsdorf im Taunus, die 20 km nördlich von Frankfurt am Main gelegen ist.

In einem Anhang (p. 153–158) sind – und dies ist für den Sprachforscher wertvoll – die Entsprechungen der Duboisschen Abkürzungen gegenübergestellt 1. den Punkten des *ALF*; 2. denjenigen des *ALW*; 3. denjenigen der Arbeiten Charles Bruneaus über die Mundarten der Ardennen; 4. denjenigen der niederländischen Sprachkarte von G.G. Kloeke; 5. denjenigen der Arbeit *La frontière des dialectes romans en Belgique* (Liège 1948) von Elisée Legros.

Auf die Grundkarte läßt sich nun eine auf Zellophan in roter Farbe gedruckte Karte legen, auf der außer den bereits erwähnten Dialektgrenzen und Ortsnamen-Typusgrenzen auch die mittelalterlichen Grenzen der Bistümer und politische Grenzen des 18. Jahrhunderts eingezeichnet sind. Warum die Flüsse auf dieser und nicht auf der Grundkarte figurieren, ist mir nicht klar geworden.

Die, wie mir scheint, recht vollständige Bibliographie zu den Karten findet der Leser p. 37–47. Sehr willkommen ist das *Complément à la Bibliographie des Dictionnaires patois de M. W. von Wartburg* (p. 159–167), das in Zusammenarbeit mit Robert Lorient entstanden ist. Es werden 76 Titel oder Ergänzungen aufgeführt, welche in der genannten Bibliographie (einschließlich *Supplément* von 1955) fehlen.

Dem zu erwartenden und an sich nicht unberechtigten Vorwurf, die Basis der von Dubois gezogenen Grenzen sprachlicher Art sei zu schmal, möchte ich folgendermaßen begegnen: Wollte man warten, bis der Grenzverlauf durch historische und beschreibende Monographien in Vergangenheit und Gegenwart im einzelnen festgestellt ist, würde es wohl nie zu einer «carte systématique» kommen, das Pikardische wäre vielmehr schon längst als Mundart von der Bildfläche verschwunden. Dubois ist auf das «Hic Rhodus, hic salta!» eingegangen und hat uns ein, wie er selbst betont, provisorisches Hilfsmittel in die Hand gegeben, eine Grundlage, an der spätere Forscher weiterarbeiten und die eventuell notwendigen Korrekturen anbringen können. Dafür ist ihm der Dank nicht nur der Pikardisten, sondern aller sich mit der Galloromania beschäftigten Sprachforscher gewiß.

Zürich

Carl Theodor Gossen

★

STEPHEN GILMAN, *The art of «La Celestina»*. The University of Wisconsin Press, Madison 1956, 261 p.

La bibliografía sobre «La Celestina» se ha enriquecido en los últimos años con varios trabajos, de diferente valor y envergadura. De ellos, el libro de G. me parece el más importante.

Según nos dice el autor en el *Preface*, no se trata de un libro sobre «La Celestina» sino sobre el arte de Fernando de Rojas. Y se ha preferido un «internal approach» en lugar de una comparación externa entre la composición de «La Celestina» y los conceptos literarios dominantes en su tiempo (particularmente los que derivan de los comentarios a Terencio).

En cuanto al problema del autor (y dado que es insoluble en lo que concierne a una prueba positiva) acepta la afirmación de Rojas de que son suyos los actos añadidos en la edición de 1502. Esta aceptación de principio recibe variada y convincente confirmación a lo largo de todo el trabajo.

Uno de los méritos reales de G. es, precisamente, el haberse servido de las adiciones de 1502 para iluminar el sentido y la evolución del arte de Rojas y la concepción de «La Celestina».

Se han puesto muchos reparos a este libro. Por ello considero oportuno ofrecer aquí un resumen, con pretensiones de objetividad, de las ideas que contiene y de la argumentación que las fundamenta. Podrá servir a quienes no lo hayan leído todavía y a los reacios a hacerlo, influidos por recensiones anteriores.

Con este resumen pretendo mostrar que las ideas de Gilman sobre «La Celestina» — algunas muy útiles y hasta luminosas, otras atrevidas o no suficientemente fundamentadas —, tienen suficiente interés, por lo menos, para que se conozcan y sean discutidas y que su interpretación de la obra no es desdeñable y habrá de ser tenida en cuenta y aprovechada por quienes se acerquen en el futuro al estudio de «La Celestina».

Distingue cinco aspectos en el arte de Rojas — estilo, caracterización, estructura, tema y género — y se ocupa de ellos sucesivamente.

Para Rojas — nos dice G. — diálogo es el lenguaje que resulta del encuentro de dos vidas, y este «living dialogue» de «La Celestina» determina los diferentes aspectos del arte de Rojas. Muy particularmente el estilo: «Rojas artistry of style is primarily an artistry of living dialogue» (p. 22). Es un arte de las palabras que se mueve entre el *tú* y el *yo* — entre argumento y sentimiento. La conquista estilística de este diálogo fué posible por la combinación consciente (y la variación) de dos estilos, un estilo de argumentación destinado al oyente y un estilo de sentimiento para expresarse a sí mismo el hablante.

Los personajes de «La Celestina» no tienen uniformidad lingüística (v. gr. ni Celestina habla sólo el lenguaje popular ni Melibea sólo el elevado). No existe un lenguaje característico para cada personaje. El estilo no se ordena rígidamente según la persona que habla o por lo que habla: ambos factores se combinan en un nuevo «decorum» de la situación. De aquí resulta una flexibilidad de estilos «in terms of the poetic elevation of the context and of the reaction to his elevation in the lives of the individuals concerned» (p. 45). Es un «decorum» dialógico que guía el alza y la caída del estilo sin interferencia con los *tú* y *yo* autónomos de los interlocutores: «Topic and person . . . join together in the immediacy of a living situation» (p. 51). Y en este sentido – en cuanto depende únicamente del diálogo – le parece único el arte de Rojas.

No sólo el estilo. También la caracterización de los personajes depende del diálogo, emerge de él. No existe una caracterización realizada por una tercera persona (él o ella, en definitiva el autor): el *tú* y el *yo* unidos en una situación tras otra son primariamente responsables de lo que ha sido dicho y hecho. En lugar de caracterizaciones fijadas que dirijan el diálogo «a priori» se trata de una evolución de «vida hablada» de una situación vital a otra: «Rojas' dialogic artistry . . . has resulted in a cast of lives rather than of characters in the usual sense of the term» (p. 64). Y más adelante: «Rojas is, thus, not just the creator of his characters but even more the director, the skilled metteur en scène of their lives» (p. 73).

Para comprender los caracteres de «La Celestina» hay que tener en cuenta no sólo la conciencia racional, sino también la sentimental (de Scheler y Heidegger). El arte de «La Celestina» requiere la presencia de las dos formas de conciencia. Cada vida de «La Celestina» está comprometida en una lucha de conciencia, en racionalización del sentimiento y sentimentalización de la razón. La plena significación de esta unión de conciencia sentimental y racional se aclara si la relacionamos con la primacía del diálogo, de la cual deriva. Conciencia sentimental puede identificarse con conciencia en primera persona y la conciencia racional pertenece a la segunda persona: «The *tu* and the *yo* in addition to their function as grammatical signs, represent respectively transcendent and immanent, rational and sentimental, manners of being aware» (p. 79).

La estructura de «La Celestina», en contra de las apariencias, es algo muy calculado y consciente, pero no se apoya en la acción, sino en el diálogo. Los actos son divisiones de un «continuum» de conciencia en diálogo, de conciencia hablada. Y hay que considerar cada acto como agrupación intencional de las situaciones dialógicas que contiene. Advierte que todos los actos tienen al menos un personaje común a todas las situaciones – la vida de un individuo como

eje de estructura – y este personaje tiene casi siempre un soliloquio inicial o final para subrayar su posición o un breve diálogo final para acentuar la fase de estado de conciencia que presenta el acto y que sirve de resumen o conclusión. Gilman examina cada uno de los actos de la obra desde este punto de vista (p. 91–104) y concluye que se trata de una estructura calculada para acentuar y unificar la progresión general del diálogo.

También se apoya en el diálogo la división en escenas. Aquí confluyen estilo, carácter y estructura y cada situación tiende a poseer su propio «decorum» dialógico, un «decorum» que determine la situación como unidad mínima de estructura. El espacio – criterio corriente para las divisiones teatrales – tiene en «La Celestina» una cualidad tridimensional (?) y ello permite una absoluta libertad de movimiento. La prioridad del diálogo es tan completa que los cambios de lugar se producen sin necesidad de anotación marginal. El espacio actúa como barrera o como distancia (situaciones en que uno o varios de los personajes pueden oír pero no ver a los otros y situaciones en que pueden ver pero no oír a los otros). Sólo en estas dos formas es inmediatamente relevante para la situación dialógica – «sitúa» al diálogo – y sólo en estas dos formas puede acentuar la unidad de la situación dialógica como mínimo denominador común de estructura.

Frente al teatro, donde la división en actos es de naturaleza interna y la de escenas externa, en «La Celestina» ocurre al revés. La escena es una situación (implicadas las circunstancias físicas, espaciales y temporales) construida desde dentro. Y el acto es estructuralmente externo. Y así, complementariamente a una estructura «vital», que integra el diálogo a lo temporal y a lo espacial, está la estructura en actos, de naturaleza formal.

Mucho de lo que se dice en «La Celestina» consiste en tópicos y lugares comunes de la Edad Media. Lugares comunes que están integrados en el diálogo. Es necesario insistir en el funcionalismo de esos lugares comunes recibidos: es una combinación de tradición y originalidad. Para cada lugar común el contexto particular de sentimiento o argumento proporciona una nueva dimensión de significado. El precedente general está colocado en fecundo contrapunto con la aplicación vital concreta.

Las «tesis» medievales – las «fontezicas de filosofía» – no están aisladas de la textura vital de sentimiento y argumento. Y, lo que es más importante, no tienen en «La Celestina» carácter de tesis: Rather than multiple theses (or multiple jests), the primary use of the mediaeval commonplace is as a vehicle of consciousness. As such it serves to furnish both the author and the reader with an ironical perspective into conscious life (p. 123).

Amor y Fortuna – cuya cooperación para destruir a los individuos parece a primera vista una tesis eficiente – no son en realidad tesis, sino temas. En esta transferencia sufren una inevitable y profunda metamorfosis. Fortuna y Amor pueden ser o no fuerzas trascendentes e irresistibles, pero están subordinadas a las situaciones concretas del diálogo, al complejo de sentimiento y argumento.

La caída y muerte de Calisto no es un castigo sino un accidente. La muerte resulta independiente de la transgresión. Es sólo el azar. Gilman propone sustituir *Fortuna* por *espacio*. La caída física particular sustituye a la «*cayda*» de Fortuna, genérica. Y esta transición de Fortuna a espacio es también la transición de tesis a tema. Las limitaciones morales del hombre han sido reemplazadas por las limitaciones dimensionales de la vida humana. La innovación de Rojas consiste en haber reducido la Fortuna, de personaje alegórico a sus medios espaciales y temporales de operación. Haciéndolo ha sustituido la literatura anterior, didáctica y ejemplar, por la vida humana. Y aún añade: «After all, time and space are both the dimensions and the only efficient reality of Rojas' version of *lachrymarum valle*» (p. 139).

De modo paralelo, el amor, antes inevitabilidad mitológica, se convierte en el íntimo «percibir sentimental» descrito por Max Scheler y, de parte de la tesis, pasa a ser un aspecto primario del tema. Ya no es una pasión alegórica – y externa – sino un sentimiento unido intimamente a su «*living consciousness*». Y ello con la oposición de tiempo y espacio como condiciones de vida frente a tiempo y espacio como experiencia sentimental.

La oposición temática fundamental de duración y dimensión nos remite a la dualidad vital descubierta en el arte del diálogo. Experiencia sentimental y su duración son posibilidades de vida de un *yo* autónomo – un *yo* que, de acuerdo con Unanimo, se esfuerza en abarcar el mundo en sí mismo. Y de otro lado tiempo y espacio ajenos que ligan inevitablemente a la tierra y al momento: «In the deepest sense Rojas' theme, like his style characterization, and structure is dialogic – the thematic dialogue of living itself» (p. 148).

Al tratar de cómo está relacionada temáticamente «La Celestina» con la literatura europea G. se ocupa de «De remediis utriusque fortunae» de Petrarca (una relación que hay que ver en términos de estructura y sensibilidad y no en la mera copia de párrafos). El «De remediis» jugaría en el arte de Rojas un papel semejante al del «Amadís» en el de Cervantes (p. 175). El «De Remediis» proporciona lugares comunes de conciencia como el Amadís proporciona lugares comunes de heroísmo. En ambos casos una fase inicial de sátira o humor es superada.

En «La Celestina» se pueden distinguir tres partes con respecto

a la contribución temática de Petrarca. En el acto I, bajo una apariencia de tesis, hay didactismo vertical y debate cómico. Consecuentemente, Petrarca no es utilizado. En cambio se utiliza mucho en la «Comedia». La nueva vida y la nueva conciencia ya se han incorporado. Es una comedia irónica de la vida consciente – una comedia que contiene en sí misma una intuición de la tragedia de esa misma vida, la tragedia que encontraremos después en el Quijote y en la agonía de Unamuno. Finalmente, en los actos añadidos – en que lo trágico queda aislado en situaciones – disminuyen las referencias a Petrarca.

En ninguna de estas fases es aplicable la noción de influencia. Rojas, tras asimilar las revelaciones e implicaciones del «De Remediis» ha creado una versión original del tema de su tiempo.

Para comprobar esta originalidad y para situar «La Celestina» dentro de su tradición, G. la compara con el «Tamburlaine» de Marlowe y con la «Fiammetta» de Boccaccio. Frente a Marlowe (lucha externa, todo acción y monólogo dramático, ni el espacio ni el tiempo son limitaciones para la vida: sólo la muerte; cada vida singular no tiene aspiración ni vocación fuera de la conquista y supresión de otras vidas) y Boccaccio (la lucha es interna y espiritual, una lucha sin victoria; prácticamente no hay acción, ante todo limitación, laberinto de imposibilidades; las dimensiones desaparecen al ser absorbidas por el sujeto), Rojas integra lo externo y lo interno del conflicto con el constante balanceo de la primera y segunda personas en el diálogo vital y con su preocupación simultánea por duración y dimensión y «La Celestina» es una obra maestra del arte temático.

«La Celestina» es única y, por eso mismo, no puede encuadrarse en ningún género. Es «agenérica». La visión «dialógica» de la vida en Rojas se manifiesta en todos los aspectos de la obra (estilo, caracterización, estructura, tema): la lucha con el universo ajeno. Frente a quienes han clasificado «La Celestina» como novela dialogada, G. sostiene que no pertenece a ningún género, precisamente por ser tan profunda y exclusivamente dialógica. Lo fundamenta recordando, desde este punto de vista, lo ya dicho en capítulos anteriores sobre las distintas facetas del arte de Rojas.

La diferencia entre la «Comedia» y los actos añadidos en 1502 le parece, precisamente, de naturaleza «genérica». Encuentra en ellos tendencias nuevas en el diálogo y en la estructura. No son ni novela ni teatro pero le parece ver una orientación, una tendencia: hacia la comedia en los actos XV, XVII, XVIII y hacia la novela en el XVI y en el XIX. Areusa que se acerca al tipo de la intrigante, Centurio como reencarnación del «miles gloriosus», algunos momentos del diálogo que parecen dirigidos a espectadores que están

fuera del escenario, se acercan a un planteamiento teatral. En cambio Calisto y Melibea, cada vez más inmersos en sus sentimientos, cada vez más separados de los otros personajes y cada vez más «amantes por definición», se aproximan a personajes novelescos.

El tiempo transcurrido (ha pasado un mes entre la acción del texto primero y la de los actos añadidos) ha alterado el planteamiento «genérico» (aunque el cambio sea de énfasis más que de forma). Y Rojas ha llegado a los umbrales de la novela y del drama.

El libro lleva dos breves e interesantes apéndices. En el primero, sobre el problema del autor, insiste en que las adiciones de 1502 pertenecen a Rojas. Para el acto I supone como probable la existencia de una versión primitiva retocada o corregida por Rojas.

En el segundo se ocupa de los «argumentos» que preceden a cada acto y sostiene que sólo son de Rojas los añadidos en 1502. Las razones en que se apoya son convincentes. Pero hay que rechazar la interpretación de «restaurar su deseo» como renovación artificial (p. 216).

Este es el resumen – a grandes rasgos – de las ideas de Gilman sobre el arte de Fernando de Rojas. Gran parte de estas ideas (las aquí aludidas y otras de tipo menos general y a las que por razones de brevedad no me he referido) son, lógicamente, discutibles.

Un libro de crítica literaria es – o debe ser – el resultado de una interpretación. El lector se adhiere o no a ella en grados muy variables, desde el asentimiento total hasta la repulsa. Tal reacción puede tener lugar no sólo ante la interpretación misma – las tesis sustentadas – sino también con respecto al modo de presentarla y, más importante aún, al método utilizado. El trabajo de Gilman es de los que despiertan el afán polémico en ambas direcciones. Como ha podido verse por el resumen que precede, abundan las afirmaciones arriesgadas y, a veces, expuestas de modo tan categórico que, al menos con tal formulación, no es posible admitirlas. Un ejemplo: «Doctrinally, as we shall see, *La Celestina* is far more Stoic than it is existentialist (in the manner of a Sartre or a Heidegger)» (p. 64). ¿Cómo podría ser «*La Celestina*» «doctrinally» existencialista al modo de Sartre o de Heidegger? Imagino lo que pretende decir G. pero podía haberlo expresado sin recurrir a un paralelo a todas luces ilegítimo.

No es sorprendente que los comentarios aparecidos hasta ahora sean de tono muy polémico. No voy a señalar más reparos. Los más importantes ya están advertidos y los que yo podría indicar no añadirían nada importante a la crítica sobre la obra¹.

¹ Remito, a quien desee conocer los reparos puestos a este libro a las reseñas de M. BATAILLON, *NRFH* XI, 1957, p. 215–224;

Estoy de acuerdo con mucha parte de las censuras que se le han dirigido. Pero no con la valoración de conjunto. Se trata, a pesar de todo, de un libro importante para el conocimiento y la valoración de «La Celestina».

Lo que ocurre es que G. se ha enamorado en exceso de su propia tesis y ha pretendido – velis, nolis – que todo entrara en ella y quedara explicado por ella. El mismo nos habla (p. 122) de la distancia a que supo colocarse Rojas con respecto a su propia creación, una distancia creadora que es necesaria para que lo que nos rodea adquiera sentido a nuestros ojos. Creo que es esto lo que Gilman no ha sabido o no ha querido hacer: distanciarse de sus propias tesis. El resultado, inevitable, es que, arrastrado por su adhesión a ellas, viendo siempre todo desde el mismo ángulo, el libro no es todo lo objetivo que fuera de desear.

El exceso de entusiasmo se ha resuelto en exceso de subjetivismo. Y es tanto más extraño si pensamos en que, claramente, esta obra es producto de un trabajo largo y de una meditación detenida. A través del resumen precedente habrá podido verse el grado de unidad que G. ha pretendido dar a su libro. Gran parte de los defectos que se le han achacado proceden de este fervor, de este entusiasmo por sus propias ideas. Todos los aspectos del arte de Rojas se quieren explicar por el «diálogo vital» y la «visión dialógica» de la vida, la tesis central del libro. G. se esfuerza por adecuar todo a esta idea y de aquí nacen las exageraciones y las interpretaciones injustas que le han sido señaladas. Resulta así una interpretación unilateral que no tiene en cuenta, o no estima suficientemente, otros elementos que entran en la génesis, concepción y factura de la obra.

Pero ello no quita valor a su idea central ni al hecho de que este libro enseña y obliga a contemplar «La Celestina» desde un ángulo nuevo y fecundo. Un punto de vista que, aunque no explique tanto como pretende el autor, supone, con la aplicación que de él se hace aquí, un progreso importante en el estudio y la comprensión del arte de Fernando de Rojas. El más importante después de Menéndez Pelayo.

Se podrá o no estar de acuerdo con las conclusiones a que llega G., con la extensión que les concede o con el método utilizado, pero no negarle a este libro que representa una contribución muy valiosa para el tema de que se ocupa.

Félix Monge

*

P. R. RUSSELL, *Bull. Hisp. St.*, XXXIV, 1957, p. 160–167, y L. SPITZER, *HR*, 1957, p. 1–25.

MANFRED SANDMANN: *Subject and Predicate*. Edinburgh University Press, 1954.

Die Verwirrung um die Begriffe von Subjekt und Prädikat ist letztlich darauf zurückzuführen, daß in ihnen Kategorien des Denkens mit solchen der Grammatik zur Interferenz gelangen. Innerhalb von Sprachen, in denen das Subjekt morphologischen Ausdruck gefunden hatte, bereitete seine Identifikation keine größere Schwierigkeit; doch von dem Moment an, da sich die Grammatiker vom klassischen Vorbild abkehrten, begann ihnen mit der sichtbaren Form die Sache selber zu entgleiten. Um abzuklären, inwiefern dem Subjekt die Berechtigung einer eigenen grammatikalischen Kategorie zukommt, wäre wohl ein Vergleich z. B. zwischen Latein und Französisch auch heute noch äußerst aufschlußreich (falls sich das Subjekt befriedigend definieren läßt, erübrigt es sich, auf die inneren Komplikationen des Prädikates näher einzugehen). Ein solches Vorgehen hätte den Vorteil, daß es in keiner Weise die bewährten Methoden der Philologie zu umgehen brauchte, und vermöchte am konkreten Beispiel aufzuzeigen, welche Folgen das Bestehen oder Nichtbestehen eines Subjektskases für die Syntax und damit für Form und Richtung des Denkens hat.

Im Bemühen jedoch um eine generelle Antwort – ein Anspruch, der in jedem Fall zur Achtung zwingt – geht Sandmann das sprachliche Problem von der Logik her an. An Hand einer kritischen Analyse der bestehenden Literatur, ausgehend von Aristoteles, weist er zunächst nach, wie die Begriffe von Subjekt (S) und Prädikat (P) im Widerstreit von Logik, Psychologie und Grammatik so sehr aufgeweicht worden sind, daß sie schließlich jeder Definition zu entgleiten drohten. Zugleich vermittelt er einmal mehr einen Einblick in die bewegte Geschichte der Sprachwissenschaft, was bei deren derzeitiger Aufsplitterung (als dem betrüblichen Resultat dieser Geschichte) stets zu begrüßen ist. Aus dieser sorgfältigen und erstaunlich reich dokumentierten Kritik schält sich unwiderlegbar die Erkenntnis heraus, daß jeder «syntaktischen» Form der Aussage ein Erkenntnisakt von S-P-Struktur zugrunde liegt, wobei Sandmann das Subjekt als «prius logicum», das Prädikat als «posterius logicum» zu definieren vermag. Damit hat er für die Notwendigkeit eines logischen («cognitional») Subjektes einen gültigen Beweis erbracht. Man könnte sich höchstens fragen, ob dieses Resultat nicht auch auf kürzerem Wege zu erreichen gewesen wäre, denn letzten Endes läuft es darauf hinaus, daß jede Aussage (P) notwendig von (oder über) etwas (S) gemacht wird, d. h. daß jede Aussage ein Seiendes voraussetzt (bezeichnenderweise schreibt Sandmann, jedes

«*prius logicum*» lasse sich auf ein «*primum logicum*» von der Form *il y a* zurückführen).

Die eigentliche Schwierigkeit beginnt erst dort, wo es gilt, den Schritt von der Logik zur Sprache zu vollziehen (nicht von ungefähr sind bisher alle «Logiker» daran gescheitert). Bevor er zu seinen Schlußfolgerungen gelangt, sieht sich Sandmann denn auch gezwungen, eine große Zahl schwerwiegendster Probleme anzuschneiden. Das geht schon aus dem Thema hervor: Für jemanden, der im Gegensatz zu Sandmann gewohnt ist, zwischen *Langue* und *Parole* oder, besser noch, im Sinne von G. Guillaume zwischen *Langue* und *Discours* zu unterscheiden, zeigt sich das Problem von S und P als dem Bereich des *Discours*, d. h. der Konsequenzen, zugehörig und somit nur unter der Voraussetzung lösbar, daß zunächst die Bedingungen der *Langue* abgeklärt werden (wie etwa Bestehen oder Nichtbestehen eines Subjektskasus), die sein Auftreten im *Discours* bestimmen. Da Sandmann jedoch von den Konsequenzen (dem Satz) ausgeht, kommen ihm fortwährend die Bedingungen der *Langue* in die Quere, die er sich im Maße ihres Auftretens zu deuten bemüht. Für die Klarheit seines Werkes ist dies kein Gewinn, und hätte er sich nicht wohlweislich auf die indoeuropäischen Sprachen beschränkt, so hätte sich sein ganzes Ringen um eine Klassifikation sehr schnell als aussichtslos erwiesen. Auch so enthalten seine Ausführungen nebst manchem, das sich ohne weiteres akzeptieren läßt, zu viel des Unvollständigen und Diskutablen, bewegen sie sich zu sehr im Ungefähren, als daß es uns möglich wäre, hier näher darauf einzugehen. Es geht schlechterdings nicht an, Grundfragen der Linguistik, wie die nach dem Sprachursprung, den Wortarten, dem Verbalssystem usw., gleichsam nebenbei zu erledigen.

Den Abgrund zwischen Logik und Sprache vermag jedenfalls auch Sandmann nicht zu überbrücken. Logisches und grammatikalisches Subjekt lassen sich nicht zur Deckung bringen. Beispiele wie die folgenden zeigen zur Genüge, daß dem logischen («cognitional») Subjekt in dem Sinne, wie es bisher definiert wurde, nicht die Funktion einer grammatikalischen Kategorie zukommt: *ich (S) hungere (P)*, *mich (S) hungert (P)*, *mit dieser Feder (S) schreibt sich gut (P)* usw. (p. 245). Demnach hätte in erster Linie das *grammatikalische Subjekt* einer Analyse unterzogen werden sollen. Der erste Schritt dazu wäre freilich, daß man den Unterschied z. B. zwischen *ich hungere* und *mich hungert* als solchen zu erkennen und auch gebührend ernst zu nehmen vermöchte. Statt dessen nimmt Sandmann mit dem Satze ständig Transmutationen vor («*er tötet: er ist bei Tötung von*»), die trotz seinem Rechtfertigungsversuch (p. 203) methodologisch im höchsten Grade fragwürdig bleiben müssen. Für einen Logiker, der auf Nuancen verzichten kann, mögen solche

Gleichsetzungen angehen, der sprachlichen Wirklichkeit jedoch werden sie niemals gerecht. Es sei uns gestattet, hier einen Satz von de Saussure zu zitieren, der für alle ähnlich gerichteten Versuche seine volle Gültigkeit bewahrt hat: «... la seule idée suffisante serait de poser le fait grammatical en lui-même et dans ce qui le distingue de tout autre acte psychologique, ou en outre logique. Plus l'auteur prend de peine à abattre ce qui lui semble une barrière illégitime entre la forme pensée et la pensée, plus il semble s'éloigner de son propre but, qui serait de fixer le champ de l'expression et d'en concevoir les lois, non dans ce qu'elles ont de commun avec notre psychisme en général, mais dans ce qu'elles ont au contraire de spécifique et d'absolument unique dans le phénomène de la langue¹.»

Der Widerspruch zwischen Logik und Sprache läßt aber zwei verschiedene Schlüsse zu: Entweder mangelt es der Logik noch an der nötigen Feinheit und Differenzierung, um das Phänomen der Sprache zu durchdringen, oder aber die Sprache entzieht sich, als ein Produkt historischer Zufälligkeit, dem Zugriff jeglicher Logik. Wie die große Mehrzahl der heutigen Linguisten neigt Sandmann zur zweiten Ansicht, weigert sich aber, den Standpunkt der Logik völlig aufzugeben, wobei er dann einfach als «unlogisch» bezeichnet, was nicht in das schulmäßige Schema seiner Logik passen will (cf. p. 248: «... even if statistics could prove that the 'illogical' constructions were almost the normal thing and so-called 'logical' constructions in a minority, this is a case where we may legitimately be distrustful of statistics» usw.). Gleichsam um es allen recht zu machen, gelangt er zu einer Unterscheidung von *ideal*, *representational* und *formulational grammar*, entsprechend der widerstreitenden Dreiheit von Logik, Psychologie und traditioneller Grammatik. Zur Klärung des gegenseitigen Verhältnisses dieser Disziplinen mag eine solche Aufteilung dienlich sein; ob aber das Nebeneinander von dreierlei Grammatiken den Linguisten letzten Endes befriedigen wird, ist eine andere Frage.

Es ist bedauerlich, daß ein so reichhaltiges und entsprechend anregendes, aber gerade auch durch seine Reichhaltigkeit verwirrendes Buch nicht besser zu überzeugen vermag. Oft will es scheinen, als habe Sandmanns ungeheure Belesenheit ihn daran gehindert, die Probleme direkt ins Auge zu fassen. Der nur dem geistigen Auge sich offenbarende Mechanismus der Sprache ist so subtil und makellos, daß er größte Sorgfalt und angespannteste Aufmerksamkeit verlangt, soll er überhaupt erkannt werden, und selbst nebensächliche Erscheinungen können oft höchst bedeutsam werden, voraus-

¹ R. GODEL, *Les sources manuscrites du cours de linguistique générale de F. de Saussure*, Paris-Genève 1957, p. 52.

gesetzt, daß man sie zu interpretieren weiß. Wenn Sandmann fr. *s'approcher de* als logischen Fehler bezeichnet («French *s'approcher de* starts life as a contradiction in terms, as a logical mistake, as it were; this contradiction has been eliminated, however, for the modern speaker, by adjusting the etymological sense of *de* to the function of *à*», p. 215), dann in erster Linie deshalb, weil seine eigene Logik das Phänomen nicht zu durchleuchten weiß. Ohne unsere eigene Ansicht hier ausführen zu wollen – selbst eine scheinbar so unbedeutende Erscheinung bedürfte ausführlicher Erklärung! –, möchten wir nur bemerken, daß *de* hier die im Französischen spezifische Funktion eines *inverseur de mouvement* besitzt und die durch das Verbum eröffnete Bewegung, völlig gemäß der dem Französischen eigenen Logik, knapp vor dem Ziel zum Stoppen bringt, gleichsam als Weigerung, die durch das Verb angestrebte Endposition einzunehmen (die ja bereits durch das visierte Objekt besetzt ist).

Wie alle seine Vorgänger seit Aristoteles, die mit der impliziten Forderung einer idealistisch-autonomen Logik an das Phänomen der Sprache herangetreten sind, übersieht Sandmann, daß die Beziehung zwischen Denken und objektiver Wirklichkeit nicht unmittelbar ist, sondern sich nur durch das Medium und innerhalb der Formen einer jeweils vorgegebenen *Langue* vollzieht. In diesem Sinne verfügt jede einzelne Sprache über ihre eigene «Logik», die es allerdings erst noch zu erkennen gilt. Was hingegen der großen Vielfalt aller Sprachen und gleichzeitig dem Denken selber als Gemeinsames zugrunde liegt, sind nicht bestimmte Formen oder Inhalte unseres bewußten Denkens, sondern, wie Gustave Guillaume nachgewiesen hat, psychische Mechanismen, unabänderliche Grundstrukturen des menschlichen Geistes. Sprachliches Denken und logisches Denken bewegen sich auf zwei grundsätzlich verschiedenen Ebenen. Das Denken, das in der Sprache am Werke ist, ist unendlich viel elementarer, anspruchsloser und allgemeiner als das hochgetriebene Denken der Logik (und vielleicht gerade darum so schwer zu fassen); es ist so elementar, daß es nicht nur die schwindelerregendsten Kombinationen der Wissenschaft und Philosophie ermöglicht, sondern auch jeglichem Unsinn willig Tür und Tor öffnet. Diese Denkstrukturen in ihrem Mechanismus zu erkennen ist die großartige Aufgabe der Sprachwissenschaft (und nicht der Logik); ihre Bewältigung wird für die Zukunft der Linguistik entscheidend sein.

Christoph Eich

*

The Lingua Franca in the Levant. Turkish Nautical Terms of Italian and Greek Origin by HENRY and RENÉE KAHANE and ANDREAS TIETZE. University of Illinois Press, Urbana. 1958. XIII + 751 p.

Wir besitzen keine zusammenfassende Darstellung, die einen konstruktiven Aufbau der Kulturentwicklung im Mittelmeerraum als eines Ganzen zu fassen oder gar durchzuführen versucht hätte. Das Mittelmeer als Ganzes hat keine geistige Einheit und daher auch keine einheitliche Entwicklung. Kulturelle Durchdringungen und historische Beziehungen allein können die Zusammenschweißung in einen historischen Ring nicht begründen. Es ist die wesentlichste Schwierigkeit der kulturgeschichtlichen Perspektive, daß sie sich zunächst auf die Betrachtung entscheidender Entwicklungsmomente und großer Teilgebiete beschränken muß, die durch eine erkennbare Sinn- und Kultureinheit zusammengeschlossen sind. Es bedarf des Hinausgreifens über die Wellenschläge der Einzeluntersuchungen und einer souveränen Art großer Linienführung, um das vielverschlungene Zusammenspiel der im Mittelmeerraum seit jeher wirkenden geistigen Kräfte im freien Überblick zu meistern. Kein Forscher hat sich bisher des großen Weges unterstanden. Solcher geschlossener Kulturkreise gibt es hier bekanntlich eine Reihe; jeder dieser Kreise hat seine gesonderte Eigenentwicklung und entsprechend seine eigene Geschichte. Aber mehr als anderswo überschneiden sich diese Kreise in bezug auf Zeit, Raum und historisches Erbe.

Allein auf sich gestellt, vermag die bloße Geschichtsbetrachtung freilich kaum, der Stoffmasse solcher kulturkreishaft geschlossener Entwicklungsreihen Herr zu werden. Sie bedarf weitgehend der Mitwirkung aller Hilfswissenschaften und ihrer assoziativen Möglichkeiten, welche die Probleme von verschiedener Warte aus zu beleuchten, zu erweitern oder zu begrenzen vermögen. Unter ihnen spielt, um es kurz und grob zu sagen, die vergleichende Sprachforschung eine Rolle von entscheidender Einzigartigkeit: ihrer Vermittlung kann nicht entraten, wer zur vollen Einsicht und Würdigung der sich ablösenden oder nebeneinander lebenden Kulturkreise gelangen will. Die sprachlichen Erscheinungen tun sich vor dem hereinbrechenden Leben nach allen Seiten hin auf. Durch die Beobachtung von Relikt-, Lehn- und Wanderwörtern lassen sich wichtige Aufklärungen gewinnen. Vermittlungen, Vermischungen, Übergriffe, Assimilierung von Ererbtem, die ganze Fülle sprachlicher Wechselwirkungen vermitteln nicht selten ein treffendes Bild von den lebenswichtigen Bedürfnissen und Forderungen und den verwickelten Kulturströmungen im Raume des Mittelmeers.

Nun bleibt aber auch die sprachliche Materialsammlung und -verarbeitung noch höchst mangelhaft. Eine Herausarbeitung von Sprachbewegungen, die unter geographisch-dynamischen Gesichtspunkten in Verbindung mit historischer Überlieferung erfolgt, tritt erst in der umfangreichen, mit großer Sorgfalt und kritischem Urteil verfaßten *Storia delle parole marinaresche italiane passate in francese* (Firenze 1939) von B. E. Vidos zutage. Auf den italienisch-französischen Zusammenhängen fußend, lassen sich hier bedeutsame Raumbildungen erkennen, die in der Folge Anlaß zu weiter ausholenden Sonderuntersuchungen boten, vor allem in H. Kahanes Aufsatz *Zur neugriechischen Seemannssprache*¹ und M. De-anović, *Concordanze nella terminologia marinara del Mediterraneo*². Jedoch, wie weiter und öfter solche Studien über das zentral-romanische Gesichtsfeld in den gesamten Kulturraum des Mittelmeers hinausgreifen, desto lebhafter erwacht das Interesse für die noch allzu unerforschten Sprachschichten im westlichen, südlichen und vor allem im östlichen Mittelmeer, wo überall das byzantinische Erbe durchschimmert. Aber das wertvollste Forschungsinstrument ist erst im Entstehen begriffen: Der *Atlante linguistico mediterraneo* wird mit Hilfe eines mit großer Umsicht und Sachkenntnis ausgearbeiteten Questionnaire den Küstensaum und die Seemannsterminologie des gesamten Mittelmeerraumes untersuchen. Diese Sprachatlaskarten werden zum erstenmal mit voller Klarheit das Auftreten, die Ausstrahlung, Verflechtung, den Auflösungsprozeß und versprengte Reste lautlicher und lexikologischer Erscheinungen enthüllen. Damit wird sich die Frage der mittelmeerländischen Wortgeographie zu der Frage der Sprachgestalt des Mittelmeers überhaupt erweitern. Möge das Werk zu guter Stunde erscheinen!

Unterdessen haben Henry und Renée Kahane in enger Zusammenarbeit mit dem Turkologen Andreas Tietze es unternommen, einen äußerst gewichtigen Beitrag zur Kenntnis der *Lingua Franca* in der Levante herauszugeben. Es war ein glücklicher und origineller Gedanke, den Niederschlag der westlichen und griechischen nautischen Terminologie im Osmanischen zu untersuchen, wodurch methodisch klare Gesichtspunkte und eine feste Verankerung der geographischen Entwicklungslinien gewonnen wurden. Mit bewundernswerter Vielseitigkeit haben die Verfasser sich in die sehr weitschichtige Literatur des Gegenstandes eingearbeitet, überall bemüht, den letzten Stand der Forschung wiederzugeben; mit erstaunlichem Blick für das Charakteristische und Wesentliche der

¹ Cf. *Byzantinisch-neugriechische Jahrbücher* 15 (1939), 91–129.

² *ARom.* 21 (1937), 269–283.

verschiedenartigen Erscheinungsformen haben sie den Stoff bewältigt.

Für den mitforschenden Leser ist die Prüfung der 878 Nummern umfassenden Einzelerklärungen das Interessanteste und, bei der Anlage der ganzen Arbeit, das Wertvollste. Der Anregungen und Belehrungen sind hier viele; die Querverbindungen sind erschöpfend ausgemünzt. Die türkischen Zitate werden wortgetreu und vollständig übersetzt. In der Identifizierung der zahlreichen Fachausdrücke und ihrer Herleitung ist – mit Scharfsinn und weiser Zurückhaltung – das Erreichbare wohl größtenteils erreicht. Mustergültig ist das ausführliche Wort- und Sachregister, das erst den Überblick über die ungeheure Fülle des gehobenen Materials ermöglicht.

Daß einem solch tief eindringenden Werke gegenüber schließlich jeder von den ihm naheliegenden Fachgebieten aus einige Wünsche äußern wird, ist selbstverständlich. Hier seien nur einige wenige Einzelbemerkungen angeschlossen.

Es wäre eine verlockende Aufgabe, auf Grund des vorgelegten Materials die wichtigsten lautlichen Erscheinungen bei der Rezeption und Umschrift fremden Wortgutes durch das Türkische zusammenzustellen und kurz zu erläutern. Im vergleichenden Zusammenspiel mit den Umprägungen der türkischen Lehnwörter in den slawischen Sprachen, im Rumänischen oder Griechischen¹ wäre ein solcher Wegweiser für die Beurteilung zweifelhaften Wortgutes nicht unwichtig. – Bei der Berücksichtigung des für die vorliegenden Entlehnungen so wichtigen maltesischen Arabisch ist Barbera, *Dizionario maltese-arabo-italiano* ein unzulänglicher Führer; hier leisten die Wörterbücher von Vassalli, Falzon und Caruana weit bessere Dienste. Für das Ägyptisch-Arabische wäre nachzutragen S. Spiro Bey, *Arabic-English Dictionary of the Modern Arabic of Egypt*², Cairo 1923. – In der allgemeinen Bibliographie scheint mir noch der Berücksichtigung wert A. Breusing, *Die Nautik der Alten*, und J. Vars, *L'art nautique dans l'antiquité*, Paris 1887. – Unter den Zusammenstellungen von Wörtern orientalischen Ursprungs verdienen auch die Wörterbücher von M. Devic und H. Lammens Erwähnung. – Wünschbar wäre ferner, wenn die Wörter mit einem öfteren Hinweis auf das früheste bekannte Erscheinen gekennzeichnet würden; die Nachprüfung strittiger oder zweifelhafter Fälle würde dadurch wesentlich erleichtert, ganz abgesehen davon, daß es sonst nicht möglich wäre, den geschichtlichen Gang einer ins Türkische gedrungenen Entlehnung darzu-

¹ Man vergleiche hierzu etwa L. RONZEVALLÉ, *Les emprunts turcs dans le grec vulgaire de Roumélie*, JA 1911.

legen. Bei den nicht sichern Etymologien handelt es sich zumeist um Fälle, deren Geschichte nicht eingehend verfolgt wurde; hypothetische Voraussetzungen ersetzen die zwingenden Zeit- und Raumordnungen. Ein solcher Musterfall ist 266. *damigiana*, der sowohl im *FEW* 3, 126, als auch bei Corominas (*DELC*, s. *dama-juana*) wegen des Fehlens einer eingehenden Wortmonographie eine allzu harmlose und oberflächliche Beurteilung erfährt. Im vorliegenden Falle (Nr. 266) wäre auch das Verhältnis zwischen ägypt.-ar. *damangān(a)* und türk. *mancāna*, *mincine* mit *n*-Einschub zu überprüfen. – Dieselbe Untersuchung wäre Nr. 251 hinsichtlich magr.-ar. *qurṣān* gegenüber türk. *kursan* vorzunehmen. – 274. *eia!* Hier wäre auch die mögliche Einwirkung von mundartlichen Spielformen von ar. *īyā :aīyā* usw. in Betracht zu ziehen, cf. *RFE* 35 (1951), 341–344. – 332. Der Ausgangspunkt von *gómena*, *gúmena* 'cable' < ar. *ǧummal -ǧumal -ǧuml-ǧumul -ǧamal* bietet trotz der bestrickenden semantischen Übereinstimmung erhebliche Schwierigkeiten. Es ist schon von ǦAWĀLĪQĪ (*Muearrab*, ed. Sachau, p. 44) als Fremdwort erkannt worden und dürfte erst durch das Aramäische ins Arabische gewandert sein (S. Fraenkel, *Aramäische Fremdwörter*, 228). Man vergleiche zum Problem jetzt auch Corominas, *DELC*, s. *gumena*; doch stammen meine Bedenken aus anderer Quelle¹. Das arabische Wort scheint sich nämlich nirgends an der islamischen Küste des Mittelmeers erhalten zu haben; dafür tritt durchgehend *gūmna -ǧumna* (malt. [p. 253] ist nicht *ǧumna*, sondern *gumna* zu lesen) auf. Der Wandel müßte sich bereits innerhalb des Arabischen vollzogen haben, und dies ist phonetisch unwahrscheinlich. Wenn wir also *gūmna -ǧumna* nicht durch dieses Hinterpförtchen wieder hereinschlüpfen lassen können, so müssen wir annehmen, daß die modernarabischen Formen aus der Romania entlehnt wurden. Eine andere Frage ist, ob ar. *ǧum(m)al-ǧum(u)l-ǧamal* (ebenso wie ar. *qals* < gr. *κάλως*) nicht auf gr. *κάμιλος* 'Ankertau'² zurückgeht, ein Wort, das möglicherweise selber aus dem Semitischen entlehnt ist, und ob nicht *gomena* ebenfalls eine spätere Entlehnung aus demselben griechischen Worte darstellt. – 603. *siroco*. Sehr ansprechend ist der Vorschlag, aprov. *eissalot* auf ein agr. *ἐξάλωτης zurückzuführen. In diesem Zusammenhang wäre anzuregen, die Namen der Winde des Mittelmeeres zusammenzustellen und einer Gesamtuntersuchung zu unterwerfen.

¹ Die Beurteilung der Wiedergabe von ar. *ǧ* (ج) durch Corominas ist wohl nicht so apodiktisch zu fassen; cf. jetzt meine Ausführungen zu port. *urgebão*, *VRom.* 17 (1958), p. 193–202.

² Cf. die Scholien zu ARISTOPHANES, *Wespen*, 1030, und SUIDAS, s. *κάμιλος* «κάμιλος δὲ τὸ πᾶν σχοινίον».

Sie würde die Richtung weisen, in der sich die Forschung zu bewegen hat.

Diese wenigen Bemerkungen möchten nur darlegen, wie außerordentlich vielfältig, beachtenswert und anregend sich dieses neue Arbeitsinstrument erweist. Das Buch trägt den Stempel der vieljährigen, peinlich genauen Forschertätigkeit seiner Verfasser; es wird seinen dauernden Wert behalten und weiteren Untersuchungen dieser Art als Führer dienen.

A. S.

*

STEFAN SONDEREGGER, *Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell*. Band I: Grammatische Darstellung (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, hg. von Rud. Hotzenköcherle, Band VIII), Frauenfeld 1958.

In dreifacher Hinsicht zeichnet sich dieser neue und vorbildliche Beitrag zur deutschschweizerischen Ortsnamenforschung aus: durch die Vollständigkeit des erfaßten Namenguts, durch die Zuverlässigkeit der in Gelände und Urkunde erhobenen Belege und durch die methodische Meisterung dieser Fülle mit einem strikte begrenzten ersten Arbeitsziel.

Die Vorzüge hängen allerdings mit günstigen äußern Gegebenheiten zusammen. Das Land Appenzell ist ein verhältnismäßig kleines Untersuchungsgebiet mit seiner Fläche von nur 415 km² und seinem begrenzten Bestand von etwa 6000 Örtlichkeitsnamen (gegenüber andern Sammelräumen, wie zum Beispiel dem Kanton Graubünden mit rund 7200 km² oder dem deutschsprachigen Teil des Kantons Bern mit immerhin ungefähr 5300 km² und jeweilen entsprechend reicherer Namenstreuung). Zudem ist das Appenzellerland ein verhältnismäßig einheitliches Voralpengebiet mit einer wesentlich durch Milchwirtschaft und Einzelhofsiedlung gekennzeichneten ländlichen Bevölkerung, die sich freilich in den äußern Rhoden seit einem Jahrhundert auch schon in stärkerem Maße mit Gewerbe und Industrie beschäftigt. Als einheitlich aber erweist sich nun durch die vorliegenden Untersuchungen die ja zum größten Teil in fernere Zeiten zurückreichende appenzellische Namenwelt. Denn wenn man von den auch weiterhin verbreiteten eingedeutschten Lehnwörtern in Benennungen wie Leu, Leuenwald (zu ahd. *lewina* 'Gießbach, Lawine', aus rom. *lavina*, abgeleitet von lat. *labi* 'gleiten'), wie Dros, Drus (zu einem vorromanischen Ausdruck für die Gebirgserle, Alpenrose), wie Dreie, Treje 'Viehweglein' (aus rom. *trogium*, einem ursprünglich veneto-illyrischen Wort)

und einigen entsprechenden appellativischen Fremdetyma absieht, dann verbleibt nur noch ein knappes Dutzend bodenverwachsender Ortsnamen, die tief unter die alemannische Siedlungsschicht hinab in den Daseinsraum von vordeutschen Vorsiedlern führen: einige romanische Prägungen am gebirgigen Südrand des Kantons gegen das ehemals rätische Rheintal zu und die Flußnamen Urnäsch, Sitter und Necker wie der Name der Gäbrisanhöhe.

Die Lückenlosigkeit des Sammelguts und die in unserm Werk erreichte Exaktheit der Belege mag sich also zum Teil aus der besondern Gunst des Untersuchungsbereichs ergeben. Diese und die übrigen Vorzüge sind aber natürlich vor allem dem Verfasser selbst gutzuschreiben, der als Landsmann die begrenzte Umwelt seiner Heimat aufs beste kennt und ihr namenkundliches Überlieferungsgut mit offensichtlicher Liebe und unnachgiebigem wissenschaftlichem Forschersinn im Gelände gesammelt wie aus den verstreuten Quellen lückenlos bis um 1500 und für die neuere Zeit noch in Auswahl – nun auch aus Plänen wie gedruckten Schriften – erlesen hat. Den so gehobenen Hort, in dem sich zu den «lebendigen» Namen noch über 40 000 ältere Belegformen gesellen, hat Stefan Sonderegger dann aber ebenso eindringlich und mit methodischer Folgerichtigkeit gesichtet und gedeutet.

Gerade in dieser wissenschaftlichen Ausrichtung, einem Hauptvorteil der nach Umfang und Ertrag ungewöhnlichen Doktorarbeit, verrät sich aber auch die Schule, welche hier Werk und Verfasser mitgeformt hat – die dialektologische Forschungsweise, die in den unter der Leitung Prof. R. Hotzenköcherles erwachsenen Arbeiten immer eindrücklicher zutage tritt. Das Sprachliche – Struktur und Wortgut – wird darin vorwiegend im lebendigen Bezug auf die bezeichnete Sachwelt erforscht. So ist denn auch Sondereggers Werk eine Spracherhellung im Sinnbereich des Geländes am bodenständigen Appenzeller Namengut. Die Namen liefern in dieser Publikation zunächst die Bausteine zur Errichtung einer Grammatik, die erstmals die Geschichte der Laut- und Formenbildung des Appenzellerdeutschen erhellt und zugleich als Grundlage der Namendeutung dient.

In wohlgegliederter Übersicht und mit umfassender Einzelbeobachtung wird zuerst die Lautlehre, dann die Wortbildung auf über 600 Seiten dargelegt, und zwar im ersten Teil so, daß jeweils zuerst der einfache Laut in den auch phonetisch genau erfaßten Namenbelegen erscheint, danach aber auch die verschiedenartige Bezeichnung dieses Lautes durch die urkundliche Überlieferung untersucht wird. Es folgt der Aufweis der lautgeschichtlichen Wandlungen in ihrer gestuften Abfolge (Chronologie). Hier ergeben sich aus dem Namenmaterial besonders interessante Aufschlüsse über

das Aufkommen noch heute charakteristischer Mundarterscheinungen, und die Belege dafür werden meist sogar vollzählig in tabellarischer Übersicht dem Leser vor Augen gestellt. So überblicken wir etwa auf den Seiten 113 bis 119 das Aufkommen der fürs Appenzellerdeutsch so bezeichnenden Senkung von mhd. *u* zu *o* in den Dokumenten zwischen 1450 und 1600. Natürlich hält die Schreibtradition hartnäckig am alten Lautstand fest; aber mit dem 1453 eine ganze Überlieferungskette einleitenden Namen «Wohnenstein» (aus **wunnûnstein* umgedeutet) ist dies Lautmerkmal natürlich auch für die damalige Mundart gesichert. Freilich nimmt der Verfasser an, daß die Senkungstendenzen in seinem Untersuchungsgebiet älter sind als ihr Erscheinen in den frühesten zusammenhängenden Namenbelegen. (Vereinzelt ist eine Schreibform 'Hondenswendî' schon 1268 bezeugt, und im appellativischen Wortgut finden sich Senkungen wenigstens bereits am Anfang des 15. Jahrhunderts.) Aber es läßt sich doch aus der Namentradition nun mit Sicherheit feststellen, daß die Erscheinung erst im Verlaufe dieses Säkulums ein weiteres Verbreitungsfeld in der Überlieferung und wohl auch in der lebendigen Rede gewonnen hat. – Auf ebenso sorgfältige und mit der Beweiskraft vollzähliger Belegschaft ausgezeichnete Weise zeigt Sonderegger etwa das Aufkommen der für seine Heimatmundart nicht minder charakteristischen Senkung von *i* zu *e* (Linden- zu Lendenberg), der Verdumpfung von *â* zu *ô* und andere Erscheinungen. Er vermittelt so der schweizerdeutschen Mundartforschung die historische Tiefe, die sie bisher nur in wenigen Ansätzen zu gewinnen versuchte. Freilich tritt dabei gleich der Tatbestand zutage, daß offenbar manche eigenartige Lautentwicklung gar nicht in so ferne Zeiten zurückreicht, wie man in romantischer Mundartgläubigkeit gelegentlich zum vorneherein annehmen mochte.

Von erstaunlicher Reichhaltigkeit im Hinblick auf das doch zahlenmäßig begrenzte Appenzeller Namengut ist nun auch der zweite Teil des Buchs, der der Wortbildung gewidmet wurde. Groß ist die Zahl der hier aufgewiesenen Suffixe; ja es dürfte sich fast der ganze deutschschweizerische Bestand an solchen Ableitungselementen schon in diesem kleinen Untersuchungsgebiet vorfinden. Auch die Bildungsweisen werden nun in Sondereggers Werk in geschichtliche Zusammenhänge gerückt. Eindrücklich und durch tabellarische Darstellung wieder besonders sinnfällig kommt da etwa zum Ausdruck, wie sich das althochdeutsche Kollektivsuffix *-ahi* im Laufe der Zeiten wandelt: Haslach, daneben in wenigen frühen Belegen auch Hasla, später Haslich und seit dem 17. Jahrhundert Hasli. Dabei wird klar, daß die Entwicklung von altem *-ach(i)* über die abgeschwächte Form *-ich* zum «heutigen» *-i* verlaufen ist. – Bei der

Namenbildung durch Komposition treten besonders die Vereinfachungen eindrucklich heraus – die Verkürzungen um ein Wortglied oder die sogenannten Klammerformen. – Beiden Hauptteilen unseres Buchs schließen sich auch noch willkommene Darlegungen über allgemeine Erscheinungen im Namenleben an: etwa über die lautlichen Entfaltungswege der Agglutination, der Deglutination und Kontraktion wie über die namenbildnerischen Züge der Ellipse, von Verdeutlichungen, des Genuswechsels usw.

All das führt überall schon in den volkskundlich überaus fesselnden Bereich der *Namengehalte* hinein. Denn mit der grammatischen Sichtung gibt ja Sonderegger von Anfang an auch die Deutung der Belege. Diese Namenetymologie – in vielen Büchern eine mühselige und gelegentlich unerfreuliche Lektüre – wird hier auch für den kritischen Leser zur gehaltreichen Entdeckungsfahrt unter der umsichtigen und vorsichtigen Führung Stefan Sondereggers. Schon der Umstand, daß wir es vorwiegend mit alemannischem Namengut zu tun haben, macht uns den Weg leichter und leitet uns nicht über schwindlige Abgründe und in neblige Höhen. Ohne den Ehrgeiz, möglichst viele uraltertümliche Relikte zu erfassen, scheidet der Verfasser gleich anfangs die wenigen vordeutschen Namen in durchdachter Auseinandersetzung mit ihren bisherigen Deutungen aus. Für anderes aber, was auf den ersten Blick vielleicht ebenfalls als dem romanischen Namengut zugehörig scheinen möchte, schlägt er eine naheliegende deutsche Erklärung vor: so gehört Gampis(-böhl) nicht etwa zu lat. *campus*, sondern zum Personennamen Gampy, der von schweizd. *gampe(n)* 'schaukeln' herzuleiten ist; Golis hat auch nichts mit dem aus dem Gallischen stammenden Lehnwort Gool 'Geröll, Schutt' zu tun, sondern ist ebenfalls eine (elliptische) Genitivform zu einem weiteren Personennamen Goli (und ebenso steckt hinter der Örtlichkeitsbenennung Salis bloß der mit *-in* diminuierte Name Salomon und nicht etwa ein **salahi*, ein 'Weidengebüsch', usw.). Der unvoreingenommenen Einstellung des Verfassers entspricht es auch, daß er die in den Ortsnamen verwachsenen vordeutschen Lehnappellative behutsam von den echten, bodenverwachsenen vordeutschen Namen abhebt, wie etwa Gunten, das nach Sondereggers weitem Belegen zu **cumbilla*, einer diminutivischen Weiterbildung von gall. *cumba* 'Talkessel', gestellt werden muß und nicht mit Grimms Wörterbuch aus **cumbeta* hervorgegangen sein kann.

Vorsichtige Zurückhaltung läßt der Verfasser aber auch bei der Erhellung des alemannischen Namengutes walten. Wo die urkundlichen Belege nicht eindeutigen Aufschluß geben, stellt er verschiedene Erklärungsmöglichkeiten nebeneinander: so könnte etwa der Waldname Radholz ursprünglich ein radförmiges Gehölz oder einen

Wald, «aus dem man Holz für die Verfertigung von Rädern bezieht», gemeint haben, oder er könnte allenfalls zu mhd. *roden*, *rolen* 'reuten' beziehungsweise zum Hauptwort ahd. *rod* 'noval' gestellt werden. Der Ortsname Herisau ist vielleicht abzuleiten aus *Heriwinesouwa zum Personennamen Hari-, Hariwini; «wahrscheinlich» aber aus Herinesouwa (aus *Herînesouwa, zur Kurzform Herîn). Der Hofname Flammenegg lautet in älteren Urkunden zwar eindeutig Klammenegg; doch bleibt die Frage bestehen, ob der Appenzeller Personenne Klamm dahinter steckt oder ein altes, geländebestimmendes Appellativ Chlamm, das uns sonst allerdings nur aus dem alpinen Bereich bekannt ist. Manche der eingehenden Ortsnamendarstellungen und -deutungen wachsen sich mit der umsichtigen Forschung Sondereggers, dessen Belesenheit nicht nur Parallelen aus dem übrigen alemannischen oder gesamtdeutschen Sprachraum, sondern aus der ganzen Germania, besonders aus dem nordischen und angelsächsischen Raum, beibringt, zu eindrucklichen kleinen Namenmonographien aus. Interessant ist zum Beispiel die Zusammenstellung zu Burgstall mit dem Hinweis auf ae. *borgsteal*, *burhstal* und verwandten alt- und neuenglischen Gebilden oder die wissenschaftliche Blickwendung über appenzellisches Loos (Laas) 'Durchlaß, Kreuzweg...' hinaus auf andere Entsprechungen im Englischen, über einheimisches Watt, ahd. *wal* 'Untiefe, Furt', zu den schwachen altschwedischen Bildungen *vapi* m. 'Markscheide', *invapi* 'Neubbruchland im Gemeinwald' usf.

Eine besonders weit ausgreifende und vielseitig abwägende Spezialuntersuchung ist dem Namen Hundwil (p. 99–104) gewidmet, dessen auch im Appenzell verbreitetes Grundelement *-wil* auf p. 563–569 nochmals eine zusammenfassende und neue Erkenntnis fördernde Darstellung erfährt. Da vermag der Verfasser durch das Zeugnis wohlgeordneter urkundlicher Belege zu erweisen, daß die bisher angenommene «lautgesetzliche» Abschleifentwicklung von *willâri/wiler* über *-wilre* zu *-wil* zumindest für sein ostschweizerisches Untersuchungsgebiet nicht gilt. Es wird weiterer Nachprüfung bedürfen, um festzustellen, ob der für den ostschweizerischen Raum erkannte Ablösungsprozeß in zwei Entlehnungsvorgängen, wobei ursprüngliches lat. *villare* durch *villa* ersetzt wird, auch für die *-wiler/-wil*-Namen anderer schweizerdeutscher Landschaften gilt. Eindrücklich im Hinblick auf die weiten germanischen Zusammenhänge behandelt Sonderegger unter anderem auch das bei uns in mannigfachen Lautungen als Geländename erhaltene ahd. *awisl*, *ewisl* (sec. *ouwisl*) 'Schafstall'. Da ist bei nichtumlautenden Prägungen allerdings immer auch mit Bezugsmöglichkeit auf den Monatsnamen August zu rechnen, wenn die Belegkette nicht so

deutlich spricht wie in der Appenzeller Überlieferung: um 1300 an Oustin, 1452 in Ougsten, 1540 der Hof Ougsta.

Bedenken, die im Leser vielleicht hie und da erwachen, sind fast immer durch den Verfasser schon erwogen und abgewogen worden. Seltsam scheint uns aber doch etwa die Herleitung des Hofnamens Kaien (*də ʒeĩə*), der schon 1470 als über Kayen mit anlautendem K- belegt ist, aus mhd. *geheie* stn. 'gehegter Wald', wobei neben der Anlautschwierigkeit noch der Geschlechtswechsel und das «analogische» -n zu beachten ist. Es gibt nun auch weiterhin in der deutschen Schweiz den Namen Ghei n., zu dem im alpinen Gebiet das wohl entsprechende Ghii (*khi*) gehören dürfte, das in seiner monophthongischen Lautung aber nicht aus der Gruppe -*egi*- erwachsen sein kann. Damit werden zum Teil stark abfallende Bodenflächen (etwa beim Ghei in Stettlen BE) oder auch sonstwie tückische Gelände benannt (wie beim hochgelegenen Khiboda auf der Alp Falätscha in Safien GR mit seinen Erdspalten). Man möchte also hier eher Bezug auf schweizd. *gehījen* 'fallen' annehmen (cf. *Id.* II, 1100).

Doch sollen angesichts der großen kritischen Gesamtleistung unseres Werks nicht einige zusätzliche Deutungsmöglichkeiten im einzelnen erörtert werden. Mancher Entscheid des Verfassers mag übrigens in der weitergeführten Arbeit in größeren Zusammenhängen noch erhärtet werden. Denn diesem ersten Band, der die im Ortsnamengut waltenden Laut- und Formgesetzlichkeiten darlegt, wird noch ein zweiter folgen, der die Bezüge zum namengebenden Menschen und zum geschichtlich geprägten Raum aufdecken, also die namenkundlichen Erkenntnisse in Siedlungsgeschichte und Namengeographie weiter auswerten soll. Die Skizze zu diesem nächsten Buch hat Stefan Sonderegger schon gezeichnet in seiner knappen, die Hauptzüge kräftig heraushebenden «Grundlegung einer Siedlungsgeschichte des Landes Appenzell an Hand der Orts- und Flurnamen», die ebenfalls mit genauen Belegtabellen und dazu mit 13 sehr anschaulichen Karten ausgestattet ist (Trogen 1958).

Die deutschschweizerische Ortsnamenforschung aber wird durch Sondereggers großangelegtes Werk zweifellos einen neuen Ehrenplatz im Bereich der gesamtdeutschen Toponomastik gewinnen.

Bern, 18. Mai 1959

Paul Zinsli

*